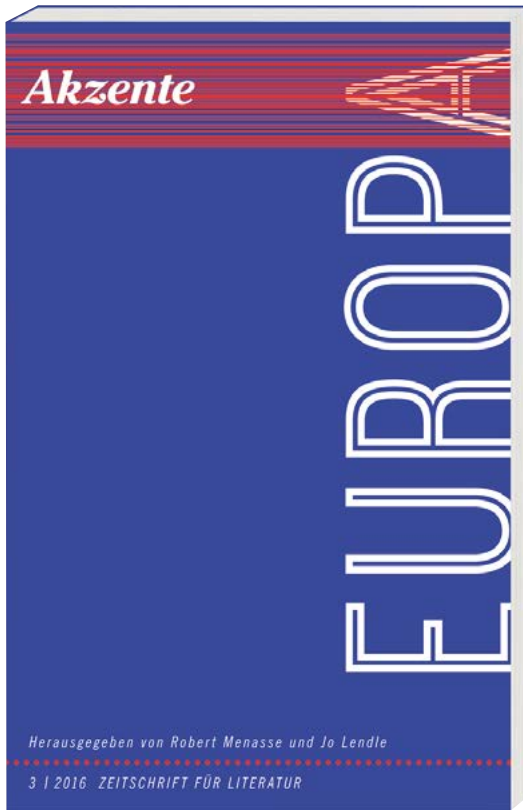


Leseprobe aus:

Robert Menasse / Jo Lendle
Akzente Heft 3/2016: EUROPA



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© Carl Hanser Verlag München 2016

HANSER

Vorwort

Es ist nichts Neues, aber es ist wieder einmal aktuell: Die Europäer kommen mit Europa nicht klar. Europa zeigt sich als etwas Ganzes, das nur aus Gegenteilen besteht. Ein gemeinsamer Wirtschaftsraum ohne gemeinsame Wirtschaftspolitik. Eine Währungsunion ohne gemeinsame Finanz- und Fiskalpolitik. Letztlich eine politische Union, deren Mitglieder die politische Union bekämpfen und blockieren. Sie managen mit ungeheuren Kosten und ohne nachhaltige Lösungen die Krisen, die sie durch nationale Interessenspolitik selbst produzieren, und nennen das »Europäische Solidarität« – was früher »den Bock zum Gärtner machen« genannt wurde.

Ist Europa ohne seine Geschichte, seine historischen Erfahrungen und die einst daraus gezogenen Konsequenzen denkbar? Dumme Frage, sollte man meinen, natürlich nicht! Und doch erleben wir heute, wie Europa ein geschichtsvergessener Kontinent wird, ein Umstand, dem wir letztlich alle unsere aktuellen Krisen verdanken, politisch, ökonomisch, kulturell und geistig.

Man kann heute nicht über Europa sprechen oder schreiben, ohne letztlich das europäische Einigungsprojekt mit zu meinen, dessen heutiger Name EU ist. Aber man kann heute, wie sich leider unausgesetzt zeigt, über die EU reden und schreiben, ohne mehr deren Idee zu kennen, und deren buchstäbliche Not-Wendigkeit, nach den Erfahrungen, die Europa mit dem Nationalismus hatte; und man kann heute in Leitartikeln und an den Stammtischen über Europa rasonieren, ohne eine Vorstellung von der Zukunft zu haben, die nicht nur die Gründergeneration noch hatte, sondern lange davor eine Vielzahl helllichtiger Literaten und Künstler, die zurück und voraus blickten.

»Als Heimat empfand ich das europäische Festland. Vor 1914 reiste man ohne Pass von der atlantischen Küste bis an das Schwarze Meer, von Skandinavien bis nach Sizilien. Ausland war eigentlich Redensart. Überall war man etwas mehr als ein Zugelassener; sich in ein Volk zu mischen, stand jedem frei, und den jeweiligen Staat konnte er übersehen. Eine Vorbedingung des geeinten Europa war erfüllt, unsere private Unabhängigkeit von Landesgrenzen.« Dies schrieb Heinrich Mann im Jahr 1941 im Exil, als die konsequentesten Nationalisten Europa in Schutt und Asche legten, die Europäer ihrer Heimat beraubten und Millionen Europäer ermordeten.

Schon Jahre vorher, nämlich 1913, schrieb Stefan Zweig: »Wir erleben jetzt und in nächster Zukunft den Entscheidungskampf zwischen einem geeinten, brüderlichen Europa und einem Europa eigensinniger Nationen.« Wir wissen, wie dieser Kampf ausgegangen ist, und Stefan Zweig musste 1942 im Exil konstatieren: »Der Nationalismus hat die europäische Zivilisation zerstört.«

Und noch früher, schon 1850, schrieb Victor Hugo, dass es unvermeidlich sei, dass sich eines Tages ganz Europa, alle seine Regionen, zu einer Europäischen Republik zusammenschließen werden, denn die Vereinigung von einigen Provinzen und Regionen jeweils zu Nationalstaaten könne nicht das Ende der Geschichte sein, sondern nur ein Schritt auf dem Weg zu einem wirklich vereinten Europa. 1851 musste Victor Hugo ins Exil, zunächst ging er übrigens nach Brüssel. Er wurde verspottet und verhöhnt. Der Deutsch-Französische Krieg, der Beginn der nationalistischen Verwüstung Europas, war dann nicht mehr so lustig.

Was diese und viele andere Schriftsteller, Dichter und Künstler schrieben, kannten, wussten und ersehnten (Victor Hugo sah sogar eine gemeinsame europäische Währung voraus!) ist uns nicht fremd, erscheint uns zweifellos nicht so verrückt wie vielen ihrer Zeitgenossen – und wird doch heute wieder in Frage gestellt: Historisches Wissen, historische Erfahrung und historische Notwendigkeit erscheinen plötzlich wieder als vergebliche Utopie. Aber wie denken die zeitgenössischen Autoren über Europa, die Enkel von Victor Hugo, Heinrich Mann, Stefan Zweig und all den anderen, die mit ihren Erfahrungen eine Zukunft verbürgten, die jetzt politisch noch einmal verspielt wird?

Wir haben eine Reihe von Autoren aus Europa beziehungsweise mit Bezug zu Europa eingeladen, einen Beitrag für dieses Heft zu schreiben, in Reaktion auf den Zuruf »Europa!«. Was wir nicht wollten, war eine Anthologie, die so pedantisch wie wider den europäischen Geist »literarische Vertreter der europäischen Nationalstaaten« versammelt. Die Beiträge in diesem Heft zeigen: In der Fantasie, der Kritik, den seismografischen Träumen, den analytischen Bildern, den Erzählungen und Forderungen der Autoren ist Europa aufgehoben, unzerstörbar gibt es Europa, in der Literatur, und immerhin heute nicht bloß im Exil.

Europa ist am Ende? Diese Nachricht ist falsch. Tatsächlich steht Europa noch immer oder wieder am Anfang. Das ist das Erschütternde – aber das fruchtbare Feld literarischer Fantasie.

ALEK POPOV

Ein Platz an der Sonne

Jeden Morgen setzt sich ein Mann an der bulgarischen Schwarzmeerküste in den Sand, um die Sonne bei ihrem Aufgang zu begrüßen. Genau auf der gegenüberliegenden Seite, an der georgischen Küste, setzt sich jeden Abend ein anderer Mann in den Sand, um sie bei Sonnenuntergang zu verabschieden. Die beiden ahnen nicht das Geringste voneinander. Beide sind mit ihrem Leben unzufrieden – im Großen und Ganzen aus ein und denselben Gründen. Beide suchen Zuflucht in Wunschträumen, inspiriert durch den Sonnenzyklus. Und beide reisen in Gedanken nach Hause – an den Ort, den sie für ihre geistige Heimat halten. Aber damit scheinen die Ähnlichkeiten auch schon ausgeschöpft. Das, was sie verbindet, trennt sie eigentlich.

Früh am Morgen. Ein junger Mann vollführt merkwürdige Leibesübungen am menschenleeren bulgarischen Strand. Seine Kleidung besteht aus grob zusammengenähten knielangen Lederhosen. Im Sand steckt ein Stab, an dem ein Bündel langer schwarzer Haare im Wind weht, ein Mittelding zwischen Skalp und Pferdeschweif. Die Bewegungen des Mannes stellen eine sorgfältige Rekonstruktion der Kampfkunst der alten Bulgaren dar, auch bekannt als Bu-Wei – verloren gegangen in den Jahrhunderten der Knechtschaft und des Nihilismus, aber auf dem Kamm der Ethno-Welle, die Bulgarien nach seinem historischen Beitritt zur EU überschwemmte und bis zum heutigen Tage nicht abebbt, wieder an die Oberfläche gespült.

Der junge Mann hat sich diese uralte Praxis während seines Sommerurlaubs in einer der Schulen angeeignet, wo protobulgarische Kampfkünste gelehrt werden. Die Rekonstruktion beruht zum Teil auf Analogien zu den Kampfkünsten der Völker im Osten, zum Teil auf Berichten in mittelalterlichen Chroniken, am meisten jedoch auf dem Gespür und dem Enthusiasmus der Jünger der ruhmreichen Vorfahren. Besondere Begeisterung unter den Eingeweihten weckt eine authentische Miniatur aus dem Menologion des byzantinischen Kaisers Basileios II., das heute in der Vatikanischen Apostolischen Bibliothek aufbewahrt wird. Auf ihr ist ein protobulgarischer Krieger zu sehen, der einen typischen Schlüsselgriff gegen seinen Gegner anwendet – einen Christen, geschmückt mit dem Heiligenschein des Märtyrertums.

Es ist kurz vor sieben. Die Sonne taucht majestätisch aus der spiegelglatten Weite des Schwarzen Meeres auf, und die Brise bläst die letzten Spuren von Kohlenwasserstoff weg, die nach der mitternächtlichen Emission der Raffinerie Neftochim noch in der Luft hängen. Der junge Mann, der im normalen Leben als Ivan oder Stojan in Erscheinung tritt, setzt sich in den immer noch kühlen Sand, das Gesicht dem Sonnenaufgang zugewandt, und gibt sich der Meditation hin. Jetzt ist er Koraste – der Name, durch den er sich mit den Geistern der großen Urahnern vereinigt. Jeder alte bulgarische Name, davon ist er überzeugt, muss den Konsonanten »r« in sich tragen – eine Quelle von Männlichkeit und Kraft, wie die Namen der protobulgarischen Fürsten beweisen: KubRat, AspaRuch, TeRvel, KRum OmuRtag. Kommt er zweimal darin vor, umso besser – KRakRa, ein großer Heerführer. In der Gruppe gibt es jedoch schon zwei Krakras, und der Anführer, Bagatura Kormisosch, hat angeordnet, dass er sich einen anderen Namen suchen soll. Das Problem mit den authentisch protobulgarischen Namen ist, dass sie nicht in ausreichender Zahl zur Verfügung stehen. Aus dem Dunkel der Antike sind gerade einmal ein Dutzend in unsere Zeit überliefert, Interessenten gibt es jedoch viel mehr. Man ist gezwungen, neue Namen zu schmieden, was nach einer feinen philologischen Intuition verlangt. Er kneift die Augen zusammen und greift in die Pelzmütze mit den Zetteln. Ihm fällt das würdevolle und klingende Koraste zu.

Dein Wille geschehe, o Tangra, Gott des Himmels!

Die rote Scheibe erhebt sich in einer gleichmäßigen Bewegung über den Horizont. Die Wasseroberfläche beginnt zu funkeln, zusammen mit der Erinnerung an vergangene Größe, gereinigt vom Rost der Zeit und des Vergessens, von den Flecken der Misserfolge und des Verrats, der historischen Ungerechtigkeiten und der erbärmlichen Gegenwart. Über die stoppelige Wange des jungen Kriegers kullert eine heiße Träne. Dort irgendwo, jenseits des Meeres, in den Steppen zwischen Dnjepr und dem Kaukasus, erstreckt sich das alte Großbulgarien. Die alte Hauptstadt Phanagoria steht stolz an der Küste der Taman-Halbinsel. Pferdeschweife wehen im Wind, Jurten schimmern weiß, zahllose Pferdeherden grasen, Kinder lernen reiten und mit dem Bogen zu schießen. Im Palast empfängt Khan Kubrat die Gesandten des byzantinischen Kaisers, der ihn »Bruder« nennt und mit Geschenken überhäuft. Ein wenig weiter im Norden wiederum, zwischen Wolga und dem Ural, liegt das Reich der Wolgabulgaren – regiert vom tapferen Kotrag, ein Land reicher

und glücklicher Städte, wo die Menschen bis zum heutigen Tag ihre protobulgarischen Wurzeln bewahrt haben. Aber der Geist fliegt weiter ostwärts, er fliegt über das Kaspische Meer und Choresmien, und da, in der Ferne, taucht der schneebedeckte Kamm des mythischen Imaion-Gebirges auf. Die Urheimat! Das Königreich Balch, das schon im Mahabharata erwähnt wird. Das zähe Baktrien! Alexander der Große heiratet die bulgarische Prinzessin Roxane, um der Konfrontation mit ihrer unbesiegbaren Reiterei aus dem Weg zu gehen. Roxane ist die schönste Frau aller Zeiten – die schöne Helena die reinste Schreckschraube dagegen! Noch immer sagt man in den Tälern des Hindukusch »schön wie ein Bulgare«.

Es geht auf acht zu. Vom einen Ende des Strand es kommen ein paar dunkelhäutige Indogermanen daher, die sich orangefarbene Westen mit der Aufschrift »Sauberkeit« übergezogen haben und schwarze Plastiksäcke hinter sich her schleifen. Erschrocken schaut Koraste auf die Uhr und springt auf. Er zieht sich in Windeseile um, stopft die protobulgarische Hose in den Rucksack (die Hose ist übrigens auch eine bulgarische Erfindung, falls Sie es nicht wussten, genauso wie das Dörrfleisch, der Ayran, der Säbel, der Sattel und noch andere Errungenschaften des Fortschritts!), schwingt sich auf seine knatternde Vespa, die ihm laut Verbraucherpreisindex zusteht, und düst zur Arbeit davon. Um Punkt acht Uhr fünfundzwanzig kommt er am Hintereingang des BILLA von Burgas zum Stehen. Er trägt sich in die Liste ein, und einige Minuten später sehen wir ihn zur Wursttheke schreiten, herausgeputzt mit einem Uniformhemd und einer Schürze, an der ein Namensschildchen baumelt – Ivan.

»Ivan«, schilt ihn der Abteilungsleiter für Feinkost, »dass du mir das Dörrfleisch nicht wieder so dick schneidest, erst vorgestern gab es eine Beschwerde! Ist das klar?«

Währenddessen nimmt die Sonne unerschütterlich ihren Lauf, wie sie es schon Millionen Male getan hat, lang bevor die Pferdeschwänze an den Ufern des Schwarzen Meeres im Wind wehten. Kurz nach sechs, als Koraste langsam Ivan von sich abschüttelt und daran geht, das erste Bier zu kippen, setzt sich auf der anderen Seite des Meeres, im uralten Land Iberien, ein stattlicher Georgier im selben Alter bei Poti an der Strand, um den in der Dunkelheit versinkenden Feuerball zu verabschieden.

Vor dem Hintergrund des Sonnenuntergangs werden die bedrohlichen Silhouetten von Kreuzern und Fregatten der Russischen Schwarzmeerflotte

sichtbar, die die georgische Küstenregion nach dem letzten Zusammenstoß zwischen dem ehemaligen Imperium und der stolzen Kaukasusrepublik abriegeln. Kein Schiff ist jedoch in der Lage, den Flug des Geistes von Merab Gamkrelidze aufzuhalten, der nach Westen strebt. Im Unterschied zu ihren einstigen Nachbarn, den Bulgaren, haben seine Vorfahren nie die gelobte Urheimat verlassen. Sie sitzen dort, eingeschlossen in ihre fruchtbaren Täler, so lang sie denken können! Und trotzdem, beschleicht ihn ein verräterischer Gedanke, hätten sie beizeiten den Hintern hochbekommen, wären wir jetzt vielleicht auf der anderen Seite des Meeres ... Vielleicht sind die Sonnenuntergänge auf der anderen Seite nicht so schön wie hier, aber im Gegenzug sind, wie wir wissen, dort drüben die EU und die NATO, und die schwimmenden russischen Tröge wagen es nicht, sich blicken zu lassen. Außerdem bekommen die landwirtschaftlichen Produzenten Subventionen, und die Straßen befinden sich in unvergleichlich besserem Zustand. Die Arbeitslosigkeit ist kaum der Rede wert. Es ist leicht, an Verbraucherkredite zu kommen. Noch leichter ist es, das Geld auszugeben; alle großen Handelsketten haben dort drüben bereits Fuß gefasst – von BILLA über Carrefour bis Tesco – und bieten Waren und Dienstleistungen an, die Weltniveau haben. Aber vor allem können die Menschen frei reisen. Das, schau, ist so viel wert wie alle BILLAs zusammen! Mit nichts als einem blanken Personalausweis kannst du ganz Europa abgrasen, seufzt Merab und sitzt in Gedanken schon in einem rüttelnden Autobus nach Wien. Er besucht das Freud-Museum, isst am Graben ein paar Würstel und lauscht den Straßenmusikern. Von Wien aus macht er sich auf den Weg nach Rom, über Venedig. Er fährt in einer Gondel, drückt dem Papst die Hand, besichtigt das Kolosseum. Und zum Preis einer Zugfahrkarte von Tiflis nach Poti fliegt er mit Wizz Air nach Paris. Paris! Die Hauptstadt der Kultur: Beaubourg, der Louvre, die Oper, die Sorbonne (wo Merab Mamardaschwili höchstpersönlich Vorlesungen gehalten hat!), das Quartier Latin, Montmartre ... Eine heiße Träne kullert über die Wange des jungen Dschigiten. Dieser Tradition gehören er und sein ganzes Volk an, nicht den wilden asiatischen Steppen. Das ist seine geistige Heimat! Und ob er von hier aus nach London weiterreist oder nach Berlin oder Amsterdam, ist eigentlich unerheblich.

Merab ist zu Hause.

Die Sonne ist bereits im Meer versunken. Es sind nur noch die Positionslichter der russischen Schiffe übrig. Und wie sie so, einer Weihnachtsbeleuch-

tung gleich, den Horizont trassiert haben, erinnern sie ihn an die Grenzen der physischen Realität, die zu bewohnen er gezwungen ist. Er steht zornig auf, kehrt dem Meer den Rücken und schwingt sich auf die knatternde IZH-2, hergestellt noch zu Zeiten der Sowjetunion. Zu Hause erwarten ihn zweihundert Hausarbeiten zum Thema: »Die Größe des georgischen Volkes durch die Augen unseres Nationaldichters Schota Rustaweli betrachtet.« Er muss sie bis zum Morgen durchgesehen haben. Die Tür nach Europa beginnt, sich langsam, aber unerbittlich zu schließen. Bis zum nächsten Sonnenuntergang.

AUS DEM BULGARISCHEN VON ALEXANDER SITZMANN

Manifest für die Begründung einer Europäischen Republik

Wo die Rettung verhandelt wird, wächst die Gefahr.

In einem brennenden Haus verhandeln die europäischen Staats- und Regierungschefs hinter verschlossenen Türen, welche Summe für den Wasserschaden bereitgestellt werden könne, wenn man das Feuer löscht.

Der Vorwurf, sie hätten den Kontakt zu den Bürgern verloren, stimmt nicht. Sie konnten den Kontakt zu den Europäern nicht verlieren, weil sie ihn nie hatten. Es ist das System, das eine demokratisch legitimierte Repräsentanz der europäischen Bevölkerung weder vorsieht noch zulässt: Wer immer heute in der entscheidenden Instanz der EU, dem Europäischen Rat, die Führungsrolle beansprucht oder zugeschrieben bekommt: er oder sie ist in 26 der 27 Mitgliedstaaten nicht gewählt. Wer immer »demokratisch legitimiert«, also gewählt, Europapolitik macht, ist nur durch nationale Wahlen in diese Position gekommen und muss, um politisch zu überleben, die Fiktion »nationale Interessen« verteidigen. Damit stehen just jene, die das nachnationale Europäische Projekt gestalten und weiterentwickeln sollen, in so unerträglichem wie unproduktivem Widerspruch zur Idee des Projekts: der Überwindung des Nationalismus. Wer immer heute in Gipfeln des Europäischen Rats die Gemeinschaftsinteressen behindert, um die Zustimmung seiner nationalen Wählerschaft zu bekommen, schadet allen anderen – und aufgrund der ökonomischen Verflechtungen des europäischen Binnenmarkts und der Euro-Zone letztlich auch dem eigenen Land. Und die Wähler, die ihm zuzubeln, werden aus Schaden dumm. Kein europäischer Nationalstaat kann heute mehr ein Problem alleine lösen, während das institutionelle Gefüge der EU, vor allem die Macht des Rats, gemeinschaftliche Lösungen behindert. Was wir heute Krise nennen, ist dieser Widerspruch, und was wir diskutieren, sind nur dessen Symptome.

Es zerreißt Europa. Zwischen den politischen Repräsentanten, ihrem Selbstverständnis nach Pragmatiker, den Bürgern und einigen Träumern tun sich Abgründe auf. Den Pragmatikern verdanken wir die Krise. Oder waren es keine Pragmatiker, die immer nur das »Mögliche« beschlossen haben? Zum Beispiel eine transnationale Währung, die in dieser Form unmöglich funktionieren kann, sondern nur noch ihre Idee unterläuft, weil nationale

Bedenken und Vorbehalte die Etablierung aller politischen Instrumentarien verhindert haben, die notwendig wären, die gemeinsame Währung auch supranational zu managen. Stattdessen werden Probleme, die aus diesem Widerspruch entstehen, renationalisiert, Schulden zur Schuld von Nationen erklärt und diese zu nationalen Kraftanstrengungen gezwungen, gegen die die Menschen zu Recht auf die Straße gehen. Wie wollen diese Pragmatiker, die die Krise herbeigeführt haben, die Krise lösen? Durch politischen Druck von unten? Den Bürgern verdanken wir heute auch nur die Legitimation der Krisenproduzenten. Sie zwingen ihre Repräsentanten zur Mimikry nationaler Interessensverteidigung, wenden sich von Europa ab und fordern, wenn sie sich nicht mit bloßem Ressentiment begnügen, eine Renationalisierung ihrer politischen Partizipationsmöglichkeiten, eine Stärkung der plebiszitären Demokratie. Das käme ja in die Nähe der europäischen Idee der Subsidiarität, wenn es nicht so anti-europäisch aufgeladen wäre. So aber können sie nicht einmal einen Bahnhof verhindern, während sie europapolitisch nur Bahnhof verstehen.

Und die Träumer? Ach, die Träumer! Sie waren und sie sind die wahren Realisten, ihnen verdanken wir die schönsten Ideen und praktisch die Grundlagen des modernen Europas, die realpolitische Durchsetzung der vernünftigen, seinerzeit utopisch anmutenden Konsequenzen, gezogen aus den Erfahrungen mit Nationalismus und europäischen Realpolitikern, die den Kontinent in Schutt und Asche gelegt hatten. Der erste Präsident der Europäischen Kommission, Walter Hallstein, ein Deutscher, sagte: »Die Abschaffung der Nation ist die europäische Idee!« – ein Satz, den weder der heutige Kommissionspräsident noch die gegenwärtige deutsche Kanzlerin wagen würde auszusprechen. Wahrscheinlich wagen sie nicht einmal, ihn zu denken. Und doch ist dieser Satz die Wahrheit, auch wenn sie vergessen wurde.

Heute könnten wir den Träumern, wenn sie gehört würden, die Lösung der Krise verdanken. Der Traum, die Lösung: die Europäische Republik.

Die Idee einer Europäischen Republik, in der die europäischen Regionen, ohne ihre Eigenart zu verlieren, in einem freien Zusammenschluss aufgehen, in den Rahmenbedingungen eines gemeinsamen Rechtszustands, anstatt organisiert zu sein in Nationen, die gegeneinander konkurrieren – diese Idee wäre der normative Soll-Zustand, an dem wir jede europapolitische Entscheidung vernünftig messen könnten. Es gibt keine nationalen Interessen, es gibt menschliche Interessen, und diese sind im Alentejo keine anderen als in Hessen oder auf dem Peloponnes.

Für die Begründung einer Europäischen Republik bräuchten wir eine Rekonstruktion der Idee, mit der das Europäische Projekt begann. Denn die heutige EU ist ein Torso, an dem so lange modelliert und dann wieder dies und das abgeschlagen wurde, dass niemand mehr die Idee erkennt. Die Rekonstruktion der Idee wäre eine Revolution im Denken, der die Wirklichkeit nicht standhielte.

Die gegenwärtige Diskussion verbohrt sich in einer unproduktiven Diskussion um ›mehr Europa‹, einer sinnlosen Floskel, weil es nicht ›mehr Europa‹ geben kann, ohne die (Rest)Souveränität der Nationalstaaten in Frage zu stellen.

Das Europa, in dem wir leben, ist auf Dauer in seiner politischen Ökonomie nicht tragfähig und wird notwendigerweise implodieren, denn nationale Demokratie und transnationale Wirtschaft fallen auseinander. Wir leben in einem Währungsraum und tun doch so, als ob die Volkswirtschaften noch nationale wären, die notwendig in Konkurrenz zueinander stehen. Doch diese Konkurrenz wendet die Not nicht, sie produziert Not. Das Land, in dem wir leben, ist längst Euroland und die nationalen Grenzen genauso wie die nationalen Interessen sind eine Fiktion: die Wertschöpfungskette ist eine europäische.

Darum braucht Euroland eine transnationale Demokratie: eine Europäische Republik, mit gleichen politischen, wirtschaftlichen und sozialen Rechten und Regeln für alle. Denn die Gründe für die Eurokrise liegen nach der Entkopplung von Markt und Staat durch den Vertrag von Maastricht im Fehlen von gesamteuropäischen Rahmenbedingungen, die den Verlust einzelstaatlicher Souveränitäten in einem gemeinsamen politischen Gestaltungswillen aufheben. Das politische System Europas kann sich nicht mehr lange um diese Frage herumdrücken, wenn es demokratisch und sozial bleiben will.

In diesem Zusammenhang ist es interessant, dass Bundespräsident Gauck in seiner Europarede gleich zweimal den Begriff einer europäischen *res publica* verwendet hat, anstatt die geschichtsignorante Phrase von den »Vereinigten Staaten von Europa« aufzuwärmen.

»Vereinigte Staaten« – das ist das *alte* europäische Projekt. Europäer haben in Amerika gewaltsam Territorium erobert, es durch einen blutigen Bürgerkrieg geeint und schließlich eine Nation gebildet, die ihre Interessen jederzeit militärisch durchzusetzen bereit ist. Die EU aber ist das *neue* europäische Projekt, in jedem Punkt das Gegenteil: sie organisiert ihr Territorium

durch freiwilligen Beitritt, einigt es durch Verträge auf der Basis der Sicherung von nachhaltigem Frieden, überwindet die Idee der Nation und baut den ersten nachnationalen Kontinent in der Geschichte auf. Vereinigte Staaten – das ist historisch retro. EU – das ist die Avantgarde.

Der Idee nach. Doch die Nationalstaaten sind immer noch das Problem, sie stehen zwischen dem Bürger und der europäischen Demokratie. Der Europäische Rat und damit die Nationalstaaten beanspruchen die Autorität über die europäische Integration – die es aber nicht geben kann, wenn zugleich dem Publikum, den nationalen Elektoraten, das verlogene Rührstück der Verteidigung nationaler Souveränität vorgespielt wird. Die Souveränität der Nationalstaaten ist die Illusion, an der Europa (wieder) krankt.

Indem er den Begriff der europäischen *res publica* in die Diskussion brachte, tastete sich Gauck an jene Zäsur heran, die den europäischen Zusammenschluss in einen neuen politischen Zustand führen kann, bei dem der europäische *Citoyen* und nicht mehr der Nationalstaat konstitutiv für das neue europäische Gemeinwesen wäre. Vielleicht nicht einmal absichtsvoll hat der Bundespräsident damit die Tür geöffnet zu einer Diskussion über die Begründung einer Europäischen Republik! Diese Diskussion ist überfällig. Es geht jetzt tatsächlich, jetzt endlich, um ein resolut *anderes*, nach-nationales Europa:

Wenn sich Europa über die Bankenunion und den Schuldentilgungsfonds in Richtung Haftungsunion weiterentwickeln wird, dann wird auch die gemeinsame Entscheidung über Ausgaben anders organisiert werden müssen, damit das Prinzip ›*no taxation without participation*‹ auf europäischer Ebene funktioniert und von nationalen Entscheidungen bzw. Vetos über Rettungspakete entzerrt wird: Euroland als Keimzelle einer Europäischen Republik braucht einen neu gestalteten Parlamentarismus, vor allem ein Eurozonenparlament mit Initiativrecht und einem von nationalen Listen befreiten Wahlrecht; einem an die Legislaturperiode gekoppelten Budgetzyklus, der über die Redistribution für die gesamte europäische *res publica* entscheidet – wobei den europäischen Regionen, nicht den Nationen, eine größere Rolle im parlamentarischen System Europas zugesprochen werden muss; eine ausreichend ausgestattete *fiscal capacity*, die notwendigerweise mit einer zumindest anteiligen europäischen Steuerhoheit einhergeht; und perspektivisch Eurobonds, um die systemischen Mängel des Euro zu beheben.

In der Logik einer europäischen *res publica* müssten ferner die Gewinne

der gesamteuropäischen Wertschöpfungskette transnational verteilt und dabei eine ökonomische Balance zwischen Zentrum und Peripherie gefunden werden. In dieser Logik würde z. B. eine gesamteuropäische Arbeitslosenversicherung gerade in der derzeitigen Rezession die Wende zu einem europäischen Wohlfahrtssystem erfahrbar machen. Eine solche Versicherung würde im Sinne einer *res publica* europaweit identitätsstiftend wirken und den öffentlichen Diskurs wegbewegen von der Fixierung auf »Nettotransfers« zwischen Geber- und Nehmerländern hin zu einem sozialen Europa, das sich in der Krise rekonstruiert.

Ökonomie, Währung und Politik gehören zusammen, und nur eine gesamteuropäische, durch eine neue supranationale Demokratie legitimierte Politik kann das Primat über die Wirtschaft zurückerobern. Nationale Exportbilanzen sind keine Strategie! Sie sind ein europäischer Bilanzbetrug, wenn 80% des sogenannten Exportgewinns eines europäischen Mitgliedstaates auf dem Binnenmarkt lukriert werden.

Bundespräsident Gauck stellte in seiner Rede der europäischen *res publica* die europäische *agora* zur Seite. Eine solche *agora* muss mit konsequenter Bildungs- und Medienpolitik befördert werden: Demokratie setzt den gebildeten Citizen voraus. Die nationalen Demokratien haben diesen Anspruch längst aufgegeben. Schon deshalb werden sie untergehen, so wie auch die humanistisch schön geschriebene antike Demokratie zusammen mit der Sklavenhaltergesellschaft untergegangen ist – ohne dass deshalb das Ideal der Demokratie von der Erde verschwunden wäre. Massive Investitionen in Bildungsinstitutionen und in transnationale Medien müssen die Voraussetzungen für eine selbstbestimmte und selbstbewusste gesellschaftliche Auseinandersetzung dafür schaffen, wie das völlig Neue aussehen soll: die nachnationale Demokratie! Die *Gouvernementalität* Europas muss sichergestellt werden: Genau das ist Gaucks *agora*.

Der Begriff der *res publica* ist das Wertvollste, was die politische Ideengeschichte seit Platon in Europa hervorgebracht hat. Er ist das europäische Alleinstellungsmerkmal in einer globalisierten Welt, auf der ein europäisches »Wir-Gefühl« begründet werden kann. Denn *res publica* beinhaltet ein positives Bekenntnis zur politischen Organisation des Gemeinwesens, von der auch soziale Gerechtigkeit und allgemeine Wohlfahrt als normative Ziele abgeleitet werden können. Dies findet man nicht in den USA, wo die Geringschätzung genau dieser Ansprüche zu einer spürbaren Zersetzung des öffent-

lichen Lebens führt; nicht im autokratisch-oligarchischen Russland, geschweige denn im vor-demokratischen China. *Res publica* ist also, was Europa im Kern ausmacht!

Niemand weiß heute, wie das absolut Neue, das Nie-Dagewesene, das weltgeschichtliche Avantgardeprojekt, nämlich die nachnationale europäische Demokratie am Ende konkret institutionell verfasst sein wird. Das zu diskutieren, mit aller Phantasie der Träumer, mit aller Kreativität, zu der dieser Kontinent fähig ist, ist die Aufgabe, die sich uns heute stellt – statt die Menschen zu ermuntern, sich auf dem Stand der Produktivkräfte in historische Kostüme zu hüllen, die seit 1945 weder schick noch bequem und alles andere als funktional sind. Andernfalls wird das Europäische Friedensprojekt nur noch als Gespenst seiner selbst in Europa umgehen.

Es lebe die Europäische Republik!